

**Vortrag beim DUH Kongress
Umweltgerechtigkeit und Biologische Vielfalt
Am 03. November 2011, Berlin**

**Prof. Dr. em. Dittmar Machule, TU Hamburg und HafenCity Universität
Hamburg**

Grünnatur – Die unterschätzte Dimension der Stadtentwicklung

Gesprochen wird aus der Perspektive des praktizierenden Stadtplaners, gelernten (Hochbau-) Architekten, vor dem Hintergrund von Forschung und Lehre in Entwerfen/Konzipieren, Städtebau-Stadtplanung, Stadtbaugeschichte und städtebaulicher Denkmalpflege, aber auch mit den Erkenntnissen aus über 40jährigen archäologischen Ausgrabungen einer bronzezeitlichen Stadt (Tall Munbāqa-Ekalte), die vor 3.500 Jahren am Euphrat in Syrien lebendig war.

Mit „Grünnatur“ ist Fauna, Flora Habitat im umfassenden Sinn gemeint, einerseits wie sie da ist und wahrgenommen wird, andererseits wie sie gedacht und geplant einschließlich realisiert wird. Wenn ich von „Stadtentwicklung“ spreche, dann Stadtentwicklung einerseits wie und was sie als Prozess und Ergebnis ist und wahrgenommen werden kann, andererseits wie sie als Prozess und Ergebnis gedacht und geplant, einschließlich realisiert wird (also die Planung von Stadt). Letzteres ist das Schwerwiegende, weil wir als Fachleute Verantwortung für Andere und für langfristige Wirkungen mit übernehmen. „Stadtplanung“ ist der Oberbegriff. Er erfasst alle Dimensionen der Stadtentwicklung, auch Umweltgerechtigkeit, Biodiversität und Grünnatur. Der Begriff „Städtebau“ – *"seiner Herkunft nach eine Architekturdiziplin"* (Frick 2011, 25) – fokussiert auf die (materiell-) baulich-räumlichen (technischen) Gegebenheiten von Stadt als Ergebnis und als Bezug für Stadterleben und Stadthandeln und betont Stadt "bauen". Unter stadtplanerischen und städtebaulichen Blickwinkel sind Parkanlagen, Straßenbäume, Blumenkübel etc. im „öffentlichen Raum“ oder Vorgärten, Fassadengrün, Balkonpflanzen, Gärten, Hinterhofbäume und Büsche, Terrassen etc. im „privaten Raum“ sichtbare (quasi Stadtbau-) Elemente von Grünnatur. Dass sie mehr sind als Stadtbaulemente hat sich infolge enorm vermehrten Wissens und Aktivitäten auch in anderen Fachkreisen jenseits der (hier versammelten) biologisch-ökologischen Umwelt-Kompetenz langsam herum gesprochen. Weil heute Stadt aber nicht mehr gleich Stadt ist und Dorf nicht mehr gleich Dorf ist, bilden weitere, früher außerhalb der ummauerten Städte zu findende Formen von Grünnatur – auch Wälder und Wiesen, sog. Freie Natur – eine Dimension heutiger Stadtentwicklung.

Es ist nicht die erlebbare (ästhetische) Form des Grüns, die bei der Planung von Stadt unterschätzt wird und wurde. Die Disziplin Städtebau hatte Raumwirkungen immer im Blick. Es sind die Naturmerkmale, Besonderheiten und Vielseitigkeiten – das "Natürliche" der Grünnatur –, die als eine Dimension der Stadtentwicklung, genauer der qualitativen Stadtentwicklung, als Binde- und Gestaltungskraft, (zu

meinen Lebzeiten) lange von Politik, Verwaltung und Wirtschaft, von planenden Fachdisziplinen, viel seltener von betroffenen Bewohnern und Besuchern (oder sehe ich das falsch?) vergessen und unterschätzt wurden und teilweise noch werden. Qualitative Stadtentwicklung setzt eine Werte-Messlatte voraus; diese wandelte sich immer. Spätestens seit 1969 (28.10.1969: Willy Brandt in seiner Regierungserklärung: "*Wir wollen mehr Demokratie wagen*") hat sich die Wertstellung von Grönnatur in Deutschland und spätestens seit der Rio-Erklärung 1992 über Umwelt und Entwicklung weltweit immer schneller verändert (Runge 1998). Angesichts von über 7 Milliarden Menschen, die überwiegend in Städten wohnen, kann diese Natur-Dimension der Stadtentwicklung bei der Planung und Gestaltung der Stadt und des Städtischen nicht mehr unterschätzt werden. Davon sind wir hier im Saal überzeugt. Aber wie weit sind es andere Fachkreise auch, vor allem, wenn sie "unter sich" sind?

Jede Disziplin hat ihr Wichtigstes, wie wir wissen. Es bedarf solcher Zusammenkünfte wie heute und mehr darüber hinaus, damit der „Lebenswert“ von Grönnatur (wieder) breiter erkannt, erlebt und nicht mehr unterschätzt wird.

Als ich das erste Mal las, welche konkreten Vorstellungen sich hinter "Umweltgerechtigkeit und biologische Vielfalt" (in der Stadt) verbergen, war ich überrascht. Solche Ferne zum Wert des Natürlichen für Stadtbewohner i. S. von „Wohnumfeldqualitäten“ war mir – trotz Architekturausbildung in den 1960er Jahren – nicht bewusst: Ist doch klar, das Grün und Natur für alle Generationen größten Wert hat und, dass es gilt, sich für diesen Wert und seine Erhaltung zu engagieren, insbesondere dort, wo die Stadt wenig davon zeigt.

Schon lange berührt mich persönlich, auch fachlich, die Frage der GrünNatur und ihrer Bedeutung für städtische Lebensqualität. Immer kommt man mit Natürlichem in Berührung und sei es auch nur in Form von Klima und Witterung, wenn man "vor die Tür geht" oder aus dem Fenster zum Himmel schaut. Wenn ich mich im Alltag umsehe und umhöre, dann geht es sehr vielen Stadtmenschen so. Offenbar kann sich aber der Rang solcher Wertschätzung durch die Ausbildung zum Fachmenschen ändern, ausgenommen bei der Ausbildung im praktischen (z. B. Gärtnerin) und wissenschaftlichen Feld (z.B. Biologie/Ökologie) der Grönnatur. Die Perspektive wird nach der Kindheit, mehr oder weniger einengt, ja manchmal gar der Fokus Grönnatur, die Fähigkeit zur Wahrnehmung von Grönnatur, verdrängt. Dies gerade auch im Architekturstudium der 1960er Jahre. Bei mir (später Jahrgang 1940) passierte das im Berliner Architekturstudium in jener Zeit nicht, obwohl wir das "Blümchenmalen" im Nebenfach "Landschafts- und Gartengestaltung" bei Herta Hammerbacher belächelten. Die persönliche Erfahrung mit preiswerter Erholung und Ernährung von der und in der Natur, die durch den Großvater – Gärtner, Jäger, Naturkenner – eingeforderte und vorgelebte Naturwahrnehmung und manches mehr, verhinderten, dass Grönnatur bei der Ausbildung zum Experten und dann im Stadtleben aus dem Blick geriet.

Die Beobachtung der Grün-Entwicklung entlang der Spree (ich denke an die Situation am Bundesratufer) – von den steinernen Verladeflächen noch in den 1950er Jahren, mit Herta Hammerbacher's Entwurf, den sie uns, im langfristigen Denken und

Wachsen-Sehen ungeübten Studierenden erklärte, über die erste zarte Ausführung bis zum heutigen, viel genutzten und dicht zugewachsenen grünen Strand der Spree mitten in der Stadt, war eine gute Stadt-Natur-Weiterbildung für den Architekten. Meine Entdeckung der theoretischen und praktisch-planenden Garten- und Landschaftsplanung und –architektur, insbesondere der Außenraumbildung, aber auch des Wissens zu Fauna und Flora, geschah Anfang der 70er Jahre. Das war gegen den fachlichen Zeitgeist. Architekten und Städtebauer trieb die Entdeckung und Erhaltung des (städte-)baulichen Erbes um, was sich zeitversetzt auch auf das Erbe der Grünanlagen und Gärten (Gartendenkmalpflege) bezog. In der heißen Diskussion waren Stadtraumbildung und Verkehrsfragen. Mir gingen die Augen auf, als ich während der Doktorarbeit (Machule 1978) in der Bibliothek des damaligen Fachbereichs 14 (Prof. Dr. rer. hort. Hans Kiemstedt) auf die Fachliteratur stieß, die uns Herta Hammerbacher nicht erschließen konnte. Der Satz "Architektur und Städtebau sind *die raumbildenden Schwesterkünste*" (Koch, 1914) ist mir bis heute im Kopf. Von der beginnenden Ökologie- und Umweltschutzdebatte bekamen wir allerdings als Studenten der Architektur und des Städtebaus offiziell herzlich wenig mit. Fachlich war Grün in der Stadt ein architektonischer Entwurfs-Baustein für Raumkanten oder, gerade noch wahrgenommen und später heftig kritisiert, Verkehrsgrün zur Erhöhung der Trennwirkung (Machule 1981). Mit Bezug auf begeistert studierte historische Beispiele schrieb der Hochbauarchitekt 1978: "*Das Ziel, die steinernen Bebauungen der Stadt mit der Natur zu verflechten und "Natur" in der Stadt anzusiedeln, ist ein durchgängiges Leitmotiv städtebaulichen Entwerfens*" (Machule 1978, 202). Ist das heute noch so?

Soweit ich es beobachte, gibt es Probleme mit dem Zusammendenken und Zusammenhandeln.

Dass Grönnatur in der Stadtentwicklung, insbesondere bei der Planung der Stadt in keiner Beziehung zu unterschätzen ist, habe ich am Beispiel des Hansa-Viertels im Spreebogen, am Tiergartenrand in Berlin, erfahren: In den Ruinen des alten Hansa-Viertels gespielt, den Bau der neuen hohen und niedrigen zukunftsweisenden Häuser miterlebt, die IBA 1957, „Die neue Stadt“, gesehen und bestaunt, allerdings die Grün- und Außenraumgestaltung kaum wahrgenommen, jedoch das wohnungsnahe Grün recht intensiv genutzt, die fachliche Verachtung des städtebaulichen, grünen Hansa-Viertels als das wenig urbane Siedlungsbeispiel einer „gegliederten und aufgelockerten Stadt“ erlebt und im späteren Prager Platz-Wettbewerb mit der eigenen Einreichung rausgeflogen, weil Grün und Amseln auf dem Schaubild absolut daneben, eben überhaupt nicht urban waren. Und jetzt: Die Wertsteigerung und die doppelte Qualität des Wohnens im Hansa-Viertel, mitten in der Stadt und mitten in einer Grönnatur, beste Lage und bevorzugt auch von (Hochbau-) Architekten – tatsächlich eine doppelte Urbanität. Oder aktuell, im realen Hamburger Geschehen, wie in jeder Stadt anderswo auch: Die Reaktion auf eine Umfrage der noch wenigen Bewohner in der neuen HafenCity: Es gibt zu wenig Grün. Der Widerstand von Kleingärtnern, die ihre Lieblingssorte zugunsten der Internationalen Gartenschau (IGS) aufgeben oder „ordentlich“ machen sollen, der Widerstand gegen Zerstörung von Grönnatur zugunsten Häuserbau, sei es auf bisher unbebauter Fläche oder als Nachverdichtung in bestehenden Gebieten. Und vieles mehr.

Wenn es ernsthaft um "Grün" geht, entstehen grundsätzliche strukturelle Zielkonflikte, nicht allein Interessengegensätze. Es wird immer mehr begriffen, dass (Grün-) Natur eine Ressource ist, deren Kraft wir positiv und negativ zu spüren bekommen, vor allem durch die Folgen des Klimawandels und der Energieproblematik. Selbst in der stadtfürneren Grönnatur fällt das ins Auge: Überall Maisanbau. Es wird schwieriger, Übereinstimmung über „das Wichtigere“ bei der Entwicklung der Städte und des Städtischen zu erreichen: Arbeitsplätze? Wohnraum? Energieanlagen? Verkehrswege? Grönnatur? Die Auseinandersetzung läuft Gefahr, glaubens- und machtbasiert geführt zu werden, nicht argument- und diskursorientiert.

Blicken wir, mit dem Fokus „Entwicklung der ganzen Stadt“, kurz und knapp auf Erfahrungen in der Stadt-Geschichte. Unzählbar ist die seit Vitruv's "Zehn Bücher über Architektur" angewachsene Literatur, eingeschlossen die Bilder zu Stadt und Stadtentwicklung, mit ihren Sichten auf Natur, zum Verhältnis von Artefakten, also dem künstlich Geschaffenen, und Natur. Dass Grönnatur und Stadt immer zusammengehören wie Yin und Yang, dass es dennoch Wellenbewegungen im gesellschaftlichen und fachlichen Bewusstsein für die Wertigkeit von Grönnatur gab und, dass die Leitvorstellungen bei der Planung der Stadt unterschiedlich waren, Grönnatur unterschiedliches Gewicht in der Stadtentwicklung hatte, zeigt der Blick zurück und der auf das vielfältig überkommene, real erlebbare Stadt- und Umwelterbe. Überall.

Weingärten und Felder, Flussaue mit Elefanten in der spätbronzezeitlichen Stadt Ekalte (um nicht wieder die hängenden Gärten von Babylon zu zitieren). Die mittelalterlichen Städte mit der (auch als gefährlich erfahrenen) Grönnatur in ihrer Umgebung, von der das Stadtleben symbiotisch abhing, aber auch deren innerstädtische Grönnatur, vor allem die Gärten und Gärtchen. Die Renaissance mit Villa rustica und Villa urbana, mit bedeutungsgeladenem Naturzugang beim Erleben von Grönnatur und beim Wohnen in ihr. Der Absolutismus mit Territorialherrschaft: Natur beschneiden, Jagdsterne und Jagdschneisen, die möglichst bis zum Horizont führen. Die auf Natur hin lenkenden Visionen Rousseau's. Die einschneidende Industrielle Revolution ab 2. Hälfte 18. Jahrhunderts mit völligem Wandel durch die Erfahrungen der zerstörten Naturen, die unterschiedlichen Reaktionen zur Abwehr der tödlichen Folgen einer Stadtentwicklung ohne Grönnatur, Claudius Loudon's frühe stadtstrukturelle Ideen von 1829, die in relevanten (deutschen) Fachkreisen bisher unbekannt sind, Ebenezer Howard's bis heute einflussreiche Gartenstadt-Konzept von 1898/1902, die Entstehung einer eigenen (europäischen, deutschen) Städtebaudisziplin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und die Reformansätze um 1910, bei denen Grönnatur wie selbstverständlich eine der wichtigen Dimensionen. aber nicht die wichtigste der Stadtentwicklung war. In der Realität der schnell wachsenden Städte, überdeutlich zu erleben, etablierten sich Umweltungerechtigkeiten: Dicht überbaute Arbeiterviertel mit ihren Mietskasernen standen (und stehen) den Villen mit großen Gartengrundstücken in Quartieren mit edlen Parkanlagen Städten gegenüber. Hoch interessant waren (und sind) die (internationalen) Reformüberlegungen um 1910, mit denen ein integriertes Planungsverständnis beginnt, z. B. die "Städtebaulichen Vorträge", organisiert 1907 – 1913 von Joseph Brix und Felix Genzmer, oder Martin Wagners Dissertation "Das

sanitäre Grün der Städte" von 1915. Aber den Grönnatur-orientierten stadtstrukturellen Überlegungen in der Weimarer Republik und der aufblühenden Gartenarchitektur stand tendenziell die zunehmende fachdisziplinäre Entfremdung gegenüber: Diejenigen, die mit Grönnatur Stadtentwicklung gestalten, contra diejenigen, die dies mit allem Anderen, mit Artefakten, tun. Ganz so extrem, wie der gepflegte Gegensatz von „Architekt“ und „Ingenieur“ war es aber nicht. Fundamentalistische und ideologische Positionen, speziell verstärkt im sog. Dritten Reich, befördern ein immanentes Problem planender Disziplinen, nämlich das Sich-Entfernen von individuellen und sozialen Qualitätserfahrungen der betroffenen Bevölkerung. Die teilweise viel versprechende Hinwendung zu Grün in der Stadtplanung der 1950er Jahre mit "Stadtlandschaften", "organischem Städtebau" oder z. B. auch "Medizin und Städtebau" (1957), dürfte aus stärkeren Quellen als die des Naturbezugs mitbefördert worden sein. Das in den letzten Jahren des Dritten Reichs entwickelte Leitbild der „Autogerechten Stadt“ mit seinen problematischen Folgen zeigt es. Dass sich Stadtentwicklung höchst vielschichtig kulturell definiert, wird auch deutlich am Städtebau der 1960er Jahre mit seinen utopischen, technisch und hochbaulich orientierten Ideen für die zeitgemäße Stadt. Der zunächst massiven öffentlichen Ablehnung der Expertenkonstrukte einer „Neuen Stadt“ (ich denke an die Geschichte der Berliner Größsiedlungen Märkisches Viertel und Gropiusstadt), folgte in den 1980er/1990er Jahren im realen geschehen die verändernde Zuwendung im Rahmen integrierender, d. h. alle Bedingungssebenen für gutes städtisches Leben beachtende Planungen, auch was die Grönnatur durch veränderte Garten- und Landschaftsgestaltung betrifft.

Es ist hier nicht Raum und Zeit, das faszinierende hochkomplexe, sehr unterschiedliche Stadtentwicklungsgeschehen stärker unter der Perspektive Grönnatur (aus meiner Stadtplaner-Sicht) besser auszuleuchten. Zumindest aber sollte versucht werden, eine Ahnung davon anzudeuten, woher wir kommen. Die Geschichte zeigt uns Entwicklungen, den permanenter Wandel des erlebten und gedachten Verhältnisses von Menschen zu ihrer äußeren natürlichen Umwelt und, daraus resultierend, die unterschiedlichen Versuche, mit Natur umzugehen, sie zu erobern, zu kultivieren oder sein zu lassen wie sie ist. Das bezieht sich heute nicht nur punktuell auf größere oder kleinere Siedlungen, sondern auf ganze Landschaften und auf scheinbar grenzenlose Stadtregionen. Dort verschwanden die Lebenswelten, die früher vor der Stadt und auch oft noch in der Stadt da waren, infolge von Suburbanisierungs- und Verdichtungsprozessen manchmal fast vollständig. Ohne Erinnerung sind sie kaum noch wahrnehmbar, sind nicht mehr erlebbar - letztlich, weil es Menschen in ihren unterschiedlichen Verfasstheiten nicht nur so zuließen, sondern weil sie etwas „Ausgedachtes“ realisieren wollten und konnten.

Heute erleben wir, besser denn je, die Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen auf unserem Globus: Schützenswerte Steinzeitkulturen und explodierende Stadtregionen. Heute ist Vieles anders. Menschenwerk hat den Planeten Erde verwandelt. Es bestehen erhebliche Zweifel, ob wir die Natur je „erobern“ können. Beherrschen können wir sie nicht. David Blackbourne (2006) hat in seinem Buch „Eroberung der Natur“ sehr plastisch einige Beispiele aus der deutschen Landschaftsgeschichte beschrieben.

Natur und Natürliches gibt es aber noch auf der Erde. Inzwischen ist von Umwelt und Ökologie-orientierten Fachleuten in Ämtern, Verbänden und Initiativen, von naturbegeisterten Bürgerinnen und Bürgern mit Stadtperspektive viel für Natur erfolgreich verwirklicht worden. Erfreut lässt sich feststellen: Grönnatur ist etwas, das mit Wollen und Wertschätzen auch mitten in der gebauten Stadt wieder geschaffen werden kann. Es ist engagiertem naturorientiertem Denken, Argumentieren und Handeln zu verdanken, wenn heute kaum jemand noch Stadtentwicklung an Naturbelangen vorbei betreiben kann. Nur, es wird noch längst nicht genug getan, nicht genug für den städtischen Alltag verwirklicht, wie zumindest alle in diesem Saal wissen und dazu etwas tun wollen. Dass Natur auch heute in der dicht bebauten Stadt direkt vor der Haustür ist und vor allem, dass es sie, wenn wir es wollen, dort wieder geben kann, war außerhalb der hier versammelten Fachkreise wenig bewusst. Das Jahr der Biodiversität war notwendig und dürfte mehr Bewusstsein für Naturqualitäten und damit für Lebensqualitäten in der sich immer schneller entwickelnden Stadt angestoßen haben.

Wer mit offenen Augen durch Stadt und Land geht, kann (nicht nur in unserem Europa) wahrnehmen, welche Bedeutung Grönnatur für Menschen, groß und klein, alt und jung, heute immer noch hat. Man beobachte nur, welchem sofortigen Nutzungsdruck neue Parke – ich denke an den Krupp-Park in Essen, oder die beiden Berliner Parke am Nord-Bahnhof und am Gleisdreieck – oder geerbte Grünanlagen in jeder Stadt – ausgesetzt sind. Überall, wo die steinerne Umgebung durch mehr oder weniger Grün (man sagt es automatisch) "belebt" ist, kann man Menschen beobachten, die an Fauna, Flora tätige und genießende individuelle und kollektive Freude unterschiedlichster Art haben. In den populären Bibliotheken biegen sich die Regale unter Garten- und Naturbüchern. Dass wir mehrheitlich Grönnatur nicht mehr wie Stadtmenschen im Mittelalter nutzen und erleben, ist auch bekannt.

Unsere Lebenswelt ist heute von anderer Komplexität. Suburbanisierung, Verstädterung hat den Stadt-Land-Gegensatz eliminiert. Globalisierung, demographischer Wandel mit einhergehendem Wertepluralismus, Klimawandel und Ressourcenknappheit, insbesondere die Energiefrage, erzwingen geradezu ein verändertes fachliches Denken und Handeln. Aber: Lebensbedingungen für Menschenwelten, Florawelten und Faunawelten sind nicht allein gewandelt. Sie gelten als gefährdet: Ein in die Natur projiziertes „Memento mori“ unserer Zeit.

Bevor ich aus meiner Erfahrung darauf eingehe, wie das Zusammenkommen von "Grönnatur" und "Stadt" befördert werden kann, sollen noch einige Gedanken offen gelegt werden. Einerseits mit Blick auf die skizzierten unterschiedlichen historischen Dimensionen des Themas – es bleibt nichts wie es war und wie es ist – und andererseits mit Blick auf die notwendigerweise recht unterschiedlichen – in bester Absicht, eben aus "eigener Sicht" fachdisziplinär vertretenen – Vorstellungen und Einsichten zur Stadtentwicklung. Der Blick soll auf unsere Natur als Mensch gerichtet werden. Unsere Ideen und Ansätze für Problemlösungen wurzeln im Grundsätzlichen. Fast alles auf dem natürlichen Planeten Erde, dessen Kreaturen wir sind, ist inzwischen Menschenwerk. Unsere Lebenswelten auf der Erde gelten als gefährdet. Darüber, in welchem Grade, gibt es unterschiedliche Einschätzungen. Heute fast täglich zu konsumierende Nachrichten in Tagesschauberichten, Radiosendungen,

Zeitungsartikeln oder Treppengesprächen zum Zustand der Menschen und der Dinge, der natürlichen und der Artefakte, lässt einen beinahe resignieren.

Interessanterweise ist sprachlich beim Begriff Kunst, Künstliches, *"die Einengung auf künstlerische Betätigung und auf den Gegensatz zu Natur (...) erst seit dem 18. Jh. ausgeprägt."* (Kluge 1999, 494). Im 18. Jh. beginnt in Europa bekanntermaßen die Industrialisierung. Sie hat zu einschneidendem strukturellen Wandel der Wahrnehmungen und des tätigen Daseins, zum veränderten Erfahren und Begreifen von Mensch und Umwelt sowie von Natur mit natürlichen Ressourcen und von Menschenwerken jeder Art geführt. Angesichts des Klimawandels, des Endes der bisher ausgebeuteten natürlichen Ressourcen und der demographischen Folgen wissenschaftlich-technischen Könnens der Menschen scheint erst jetzt das Ende der Epoche der Industrialisierung wirklich zu kommen und uns bewusst zu werden. Es ist einfach: Wir wiederentdecken die Natur, weil sie rar wird, und merken, dass wir sie verändern und gestalten können. Sogar in dicht bebauten städtischen Gebieten.

Warum wir Menschen aber, sogar großmaßstäblich, überkommene Naturphänomene (Fauna, Flora, Habitat) verändern, verschwundene wieder schaffen können und nur in Ausnahmefällen andere Lebewesen ganz anders dazu auch in der Lage sind (z. B. die Biber) und wo die Risiken und Alternativen liegen, das ist eine mehr denn je aktuelle Frage.

Eine überzeugende Erklärung für unser Gestalten-Können findet der Philosoph Ernst Cassirer. Es ist mir wichtig, dies hier anzuführen, damit sich Erkenntnisse, wie wir sie auch auf diesem Kongress austauschen, etwas relativieren und dass sie, was ihre Wertigkeiten betrifft, als menschliche zeitgebundene Denkkonstrukte erkannt werden können. Cassirer hat mit seiner Philosophie der symbolischen Formen Erklärungen geliefert – für mich Laien am besten nachlesbar in seiner Zusammenfassung „Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur“ (2007).

Ich zitiere aus der erläuternden Vorbemerkung: *„Als das ‚animal symbolicum‘ entwirft der Mensch verschiedene Systeme von Symbolen nicht einfach, um eine gegebene Wirklichkeit abzubilden; die Fähigkeit, Symbole zu setzen, ermöglicht ihm vielmehr die Gestaltung von Wirklichkeit. Aus der von früheren Denkern als Mangel gewerteten Annahme, der Mensch könne von den Dingen der Welt nur den Begriff/ das Bild erlangen, macht Cassirer, (was uns Hoffnung und Schrecken zugleich sein kann, D. M.), nur der Mensch sei in der Lage, der Welt Bedeutung zu geben: Er lebt in einem symbolischen Universum, das er selbst geschaffen hat.“* (Cassirer 2007, 5f.) Im Kapitel *„Von der tierischen ‚Reaktion‘ zur menschlichen ‚Antwort‘“* postuliert Cassirer: *„Dass symbolisches Denken und symbolisches Verhalten zu den charakteristischen Merkmalen menschlichen Lebens gehören und dass der gesamte Fortschritt der Kultur auf diesen Voraussetzungen beruht, ist unbestreitbar“* (Cassirer 2007, 52). Der gesamte Rückschritt aber auch, soll dazu gesagt werden. Mit Bezug auf das 1516 von Thomas Morus verfasste Werk „Utopia“, was bekanntermaßen „Nirgendwo“ bedeutet, schreibt Cassirer: *„Die großen politischen und sozialen Reformer sind tatsächlich immerfort genötigt, mit dem Unmöglichen so umzugehen, als ob es möglich wäre“* (Cassirer 2007, 99). Er führt das Beispiel Rousseau's an („Zurück zur Natur“), der den *"von Konventionen geprägten sozialen*

Menschen" (l'homme de l'homme)" durch den „natürlichen Menschen (l'homme naturel)" ersetzen wollte und schreibt: „Rousseaus Schilderung des Naturzustandes war nicht als historische Darstellung der Vergangenheit gedacht. Sie war eine symbolische Konstruktion, dazu geschaffen, eine neue Zukunft für den Menschen anzuzeigen und wirklich werden zu lassen. ...In der Philosophie der Aufklärung ... erwies sich (die Utopie) als eine der stärksten Waffen bei den Angriffen auf die bestehende politische und soziale Ordnung. ... Es ist das symbolische Denken, das die natürliche Trägheit des Menschen überwindet und ihn mit einer neuen Fähigkeit ausstattet, der Fähigkeit, sein Universum immerfort umzugestalten." (Cassirer 2007, 100)

Folgt man Cassirer kann abgeleitet werden, dass „Alles“ Menschenwerk ist, weil „die Welt in unseren Köpfen entsteht“, aber Menschenwerk nicht "Alles" ist, weil die Natur unseres Planeten noch da ist. Die Frage nach der Natur, nach ihrem Wesen, ihren Regeln und Gesetzen, ist somit zugleich eine Frage nach dem Wesen des Menschen, seinen Orientierungen und Wertmaßstäben und seinen Gesetzen. Damit sind wir wieder bei Sinn und Zweck unseres Kongressthemas, das von einer Utopie mitgetragen ist: Gerechtigkeit.

Mit dieser kleinen Reflexion will ich uns versichern, dass wir etwas gestalten *können*, in „Natur“ eingreifen *können*. Diese Erkenntnis ist banal, weil es tausendmal mit positiven und negativen Folgen nachgewiesen wurde und wird. Nur, unter heutigen Rahmenbedingungen in der globalisierten Welt, vor allem auch des technisch-wissenschaftlichen Fortschritts, ist sie nicht banal. Die Verantwortung wiegt viel schwerer. Wann überschreiten wir Grenzen, wenn wir mit heutigem wissenschaftlich-technischen Können in natürliche Prozesse eingreifen? Verhindern wir langfristig materiellen Wohlstand und inneres Wohl der Menschen? Angesichts der Verstädterungen überkommener Landschaften „bis zum Horizont“ und ungebremsster Suburbanisierung mit den Folgen für die natürlichen Ressourcen stellen sich unseren Planungsdisziplinen Fragen grundsätzlicher Art. Wir handeln mit unserem Können auf diesem Planeten nicht mehr nur irgendwo in der weiten allmächtigen Natur. Das gegebene und umgebende Phänomen Natur, die über Millionen von Jahren entwickelte Grönnatur, die örtlich schon vielfach gewandelt ist und sich permanent wandelt, schwindet. Natur ist aber dennoch immer da, sie kann – immer öfter, so wirkt es – als allmächtig erfahren werden. Noch ist "*die Freiheit über den Wolken wohl nicht grenzenlos*".

Wir wissen seit Jahrtausenden aus überlieferter Erfahrung, dass wir Natur letztlich nicht beherrschen und ihr immer wieder ausgeliefert sind – etwa nur, weil wir nicht das Richtige tun? Natur – eo ipso eine unterschätzte Dimension der Stadtentwicklung? Unser Verhältnis zum Natürlichen stellt sich bei der Zielsetzung „Umweltgerechtigkeit und biologische Vielfalt“ mit dem Focus auf Grönnatur nicht ganz so dramatisch dar. Probleme und Lösungen sind eher eingebettet im sozialen und individuellen Mentalen der vielen Menschen, die unterschiedlich von Stadtentwicklung betroffen und in sie verwickelt sind. Orientieren wir uns also lieber an Cassirers Optimismus, an der "*Fähigkeit, unser Universum immerfort umzugestalten*." Seine Erkenntnis sagt nichts aus über das Wie solcher

Umgestaltungen unter heutigen Bedingungen. Dazu sollen einige Erfahrungen aus der eigenen Stadtentwicklungspraxis eingebracht werden.

Für das Finden von Wegen und Antworten, die breit mitgetragen werden, ist der konsensorientierte Diskurs unumgänglich, wenn Gewalt (auch strukturelle Gewalt) abgelehnt wird, wovon ich in demokratischen Gesellschaftssystemen (vorsichtig) ausgehe. Voraussetzung dafür, das gemeinsame Wichtige und Richtige der Stadtentwicklung in einem konkreten Praxisfall finden zu können, ist die Bereitschaft zum Kompromiss. Kompromisslose Haltung und kompromissloses Vorgehen – nicht zu verwechseln mit Hartnäckigkeit – verhindert Diskurse und den Konsens. Aber kompromisslose Haltung und kompromissloses Vorgehen kann, wie erfahren, manchmal sinnvoll sein, erfordert jedoch überzeugende Argumentation im Diskurs, hohes, dem Gemeinwohl verpflichtetes Verantwortungsbewusstsein, auch gesetzliche Legitimation im gesetzlichen Rahmen und – als Ergebnis im Nachhinein – Akzeptanz, also Erfolg, der Viele erfreut. Die Umweltbewegung hat es in der Vergangenheit bewiesen.

Grünnatur ist eine unterschätzte Dimension der Stadtentwicklung, weil in dieser Dimension eine Kraft wirkt, die von Anfang an da ist, die unsere Entwicklung zum Menschen beeinflusst (und zwar fördernd, wie ich beobachte) und die dem Denken und damit *„der Fähigkeit, unser Universum immerfort umzugestalten“* Freiheit geben und Grenzen setzen kann – jedenfalls bis jetzt. Zukunft ist in hohem Maße Glaubenssache.

Um der Grünnatur als eine positive Dimension der Stadtentwicklung bei der Planung der Stadt und der Stadtregionen unter heutigen Bedingungen mehr Einfluss geben zu können, ist der Diskurs mit Vielen unumgänglich. Keiner hat die Wahrheit gepachtet. Regeln und zwar diskursethische Regeln helfen, den Konsens zu finden. Das haben wir konkret in diskursiven Stadtentwicklungsprozessen mit vielen beteiligten Disziplinen, mit Politik, Verwaltung, Wirtschaft und betroffener Bevölkerung erfahren, u. a. in Hamburg-Wilhelmsburg (1994 – 2007), Oranienburg (2003/04), Potsdam (2003), Buchholz i. d. Nordheide (2003/04, 2007), Tostedt (2001-2004), Neuenhagen b. Berlin (2010), sowie beim Regionalentwicklungsprojekt Lieberoser Heide (2009). Diesen diskursiven Verfahren der Stadtentwicklungsplanung, bei denen „Kommunikation“ einen entscheidenden Anteil hatte, lagen diskursethische Grundsätze und Diskursregeln zugrunde. Als kurze Erläuterung mögen folgende praxisorientierte Stichworte genügen, die zeigen, was angestrebt wurde und was zu befolgen man sich bemühte.

Zur Diskursethik

(Was Du nicht willst, dass man Dir tu, das füg auch keinem andern zu)

- Voraussetzung der Diskursethik: Akzeptanz eines Wertepluralismus. Es wird zugestanden, dass andere Menschen und Gruppierungen unterschiedliche, ggf. voneinander abweichende Vorstellungen zur Gestaltung ihrer Umwelt und ihres Lebens haben.
- Innerhalb von Diskursen kann niemand sicher sein, dass die eigenen Argumente sich als besser durchsetzen. Bürgerinitiativen sind genauso irrtumsfähig wie Experten oder Funktionseliten.

- Niemand kann das Ergebnis eines Diskurses voraussagen. Jeder Diskursteilnehmer muss bereit sein, seine ursprüngliche Meinung anzupassen. Der Satz „Ich stelle mich der Diskussion, werde aber von meiner Meinung nicht abrücken“ ist in sich widersprüchlich.

Zu Diskursregeln

- Kein Sprecher darf sich widersprechen
- Jeder Sprecher darf nur das behaupten, was er selbst glaubt
- Ein gleicher Ausdruck darf nicht mit verschiedenen Bedeutungen benutzt werden
- Jede ernst gemeinte schriftliche oder mündliche Artikulation wird ernst genommen.
- Alle für die Entwicklung relevanten Aussagen werden (damit nachvollziehbar) schriftlich festgehalten
- Darüber hinaus: Bitte möglichst konkrete Aussagen machen (Was genau, wo genau). Bitte Nachfragen, wenn etwas unklar ist

Wie gesagt, sehe ich die beiden Problemkreise "Umweltgerechtigkeit" und "biologische Vielfalt", die wir auf diesem Kongress „zusammendenken“, als Teilbereiche bzw. spezielle Dimensionen unter vielen bei der Stadtentwicklung. Das hat Folgen für das planerische Vorgehen, wenn im System der unterschiedlichen Elemente (Quartiere, Stadtteile, Städte, Stadtregionen) und ihrer Relationen bzw. unterschiedlichen Wechselwirkungen (auch betreffend Grönnatur) positive Effekte für die Lebensqualität angestrebt werden. Alle Dimensionen der Stadtentwicklung – es sind heute sehr viele, weil Viele mitreden – haben sich dem Diskurs „auf Augenhöhe“ zu stellen. Wenn es gilt, das hohe Ziel der Gerechtigkeit zu erreichen, sind weder biologische Vielfalt, noch ressourcenschonende Energiegewinnung, noch technische Sicherheit, verkehrlich Anbindung oder Einrichtungen mit neuen Arbeitsplätzen von sich allein aus, oder gar von irgend jemandem ex cathedra bestimmt, das Allerwichtigste. Von jedem hängt mehr oder weniger die Zielerreichung ab, denn bei der Stadtentwicklung hängt alles mit allem zusammen, mehr oder weniger – wie in der Natur.

Den Rang von Wichtigkeit einer „Dimension“, ihre Bedeutung und ihre Rolle für die Stadtentwicklung nach wohl überlegten "Oberzielen", gilt es in jedem konkreten Fall durch Miteinander zu finden und zwar im Diskurs, der auf ethische Prinzipien ausgerichtet ist. Das ist unsere Erfahrung in der Stadtentwicklungspraxis in einem komplexen Gesellschaftssystem, das demokratischen Regeln verpflichtet ist. Es ist besonders angesagt, wenn politische Zielsetzungen, zum Beispiel die übergeordneten und die kommunal selbstbestimmten vor Ort – alles ist Menschenwerk –, handlungsorientierte Abstimmung erfordern. So ist es beispielsweise bei der aktuellen Entwicklung der Brandenburger Region Lieberose der Fall. Dort ist ein regionales Entwicklungsproblem zu lösen, in das viele engagierte Kommunen einbezogen sind, und zwar unter doppelter genereller strukturpolitischer Zielsetzung: Einerseits die Energiewende mit Photovoltaik- und Windkraftanlagen bei Atomausstieg, andererseits der Naturerhalt mit Wildnisbrücken und Nationalparkidee. Nach einem erfolgreichen diskursiven Planungsverfahren, dessen Ergebnis, der einigende Masterplan, 2009 alle unterschiedlichen Beteiligten mittrugen, ergeben sich

nachfolgend Konflikte, die nur machtpolitisch lösbar zu sein scheinen. Diskursethische Prinzipien und Regeln, die den Weg aus dem Gegeneinander zum Miteinander beförderten, werden nicht mehr eingefordert. Die mit der Verabschiedung des gemeinsam erarbeiteten "Masterplan Region Lieberose" zugunsten einer nachhaltigen Regionalentwicklung bewiesene Kompromissfähigkeit, erscheint im Nachhinein als taktisches Manöver, um ein "Wichtigstes" durchsetzen zu können. Unter heutigen Entwicklungsbedingungen wäre es beispielgebend, Energiepolitik und Naturschutzpolitik zugunsten der Menschen in einer Region erfolgreich zusammen zu denken und zusammen zu realisieren. Wird diese Chance verpasst?

Für das erfolgreiche Zusammengehen aller Beteiligten bei der Planung von Stadt mit mehr Chancen für Umweltgerechtigkeit und für biologische Vielfalt gibt es realisierte gute Praxisbeispiele. Von solchen konkreten Planungen des Städtischen, die Erfolg hatten habe ich nicht berichtet. Es ist nachlesbar, aufgeschrieben von denjenigen Fachleuten, die jedes Entwicklungsdetail kennen. Ich empfehle den Bericht von Wolfgang Golles: "Essen. Krupp-Park. Ein Beispiel für die Zusammenarbeit von Naturwissenschaft, Ingenieurwesen, Sozialarbeit, Wirtschaft, Landschaftsarchitektur, Stadt- und Landschaftsplanung" oder, als ein weiteres Beispiel für Stadtentwicklung mit Grün Natur, den Bericht von Thomas Vielhaber und Birgitta Plass zu den ehemaligen Bürgergärten in Arnsberg, „Die Wiederentdeckung einer städtischen Gartenlandschaft mit ihren klassizistischen Gartenhäusern durch und für die Bürgerschaft“. Zu diesen und zu weiteren aktuellen Best-Practice-Beispielen in Heilbronn und Köln kann in dem Büchlein mit dem Titel "Grün-Natur und Stadtstruktur. Entwicklungsstrategien bei der Planung und Gestaltung von städtischen Freiräumen" (Stiftung Lebendige Stadt 2011) nachgelesen werden.

Abschließend will ich nicht verhehlen, dass es mir eine Freude wäre, mit der vorgetragenen eigenen Position zum Bewusstsein für die Bedeutung von Grün Natur für Lebensqualitäten in Städten beitragen zu können. Im Kreise meiner Architektur- und Städtebaukollegen wird diese Dimension der Stadtentwicklung noch unterschätzt.

Danke für Ihre Aufmerksamkeit

Bibliographie

- Blackbourn, David (2006): Die Eroberung der Natur. Eine Geschichte der deutschen Landschaft, 2. Aufl., München
- Cassirer, Ernst („Versuch über den Menschen. Einführung in eine Philosophie der Kultur“ (1942/43/„Essay on man“, deutsch 2. verb. Auflage 2007)
- Frick, Dieter (2011): Theorie des Städtebaus. Zur Baulich-räumlichen Organisation der Stadt, 3. veränderte Aufl., Tübingen, Berlin

- Howard, Ebenezer (1898/1902): To-morrow: A Peaceful Path to Real Reform, London. Ders.: Garden Cities of To-Morrow, London (deutsche Ausg. 1907 und 1968)
- Kluge 1999, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 23. erweiterte Aufl., bearbeitet von Elmar Seebold, Berlin, New York⁴⁹⁴)
- Koch, Hugo (1914): Gartenkunst im Städtebau, Berlin
- Loudon, Claudius (1829): Hints for Breathing Places for the Metropolis, and for Country Towns and Villages, on fixed Principles, in: The Gardener's Magazin, Band V, Heft 23, 686 – 690
- Machule, Dittmar (1978): Geplante Außenräume. Wahrnehmung und Gestaltung von Außenräumen. Ein Beitrag zum Problem des städtebaulichen Entwurfs am Beispiel von Berliner Wohngebieten (= Arbeitshefte des Instituts für Stadt- und Regionalplanung der Technischen Universität Berlin, Heft 6
- Machule, Dittmar (1981): RPf: Von der Allee zum Kübelbaum, in: Werk und Zeit, Heft 3, 35 – 38
- Medizin und Städtebau (1957): Ein Handbuch für gesundheitlichen Städtebau, Bd. 1, Hg. P. Vogler, E. Kühn, München, Berlin, Wien
- Runge, Karsten (1998): Entwicklungstendenzen der Landschaftsplanung. Vom frühen Naturschutz bis zur ökologisch nachhaltigen Flächennutzung
- Städtebauliche Vorträge aus dem Seminar für Städtebau an der Königlichen Technischen Hochschule zu Berlin, herausgegeben von den Leitern des Seminars für Städtebau, Joseph Brix und Felix Genzmer, mehrere Bände und Hefte, Berlin, 1908-1913
- Stiftung Lebendige Stadt (2011), Hg.: Dittmar Machule, Jens Usadel, mit Beiträgen von ...: Grün-Natur und Stadt-Struktur. Entwicklungsstrategien bei der Planung und Gestaltung von städtischen Freiräumen, Frankfurt
- Wagner, Martin (1915): Das sanitäre Grün der Städte. Ein Beitrag zur Freiflächentheorie, Berlin